

Albert Lampart: Ein Märtyrer der Union mit Rom. Joseph I., 1681–1696, Patriarch der Chaldäer. Einsiedeln/Köln (Benziger) 1966. 396 S., geb. DM 48,-.

Das zweite Vatikanische Konzil hat das Augenmerk römisch-katholischer Gelehrter wieder stärker zu den orientalischen Kirchen und besonders zur Geschichte der Unionsversuche mit ihnen gelenkt. Hatte Wilhelm de Vries (und andere) dazu einen historischen Gesamtüberblick gegeben (Rom und die Patriarchate des Ostens, Freiburg und München 1963), so widmet nun einer seiner Schüler ein nicht weniger umfangreiches Werk einer einzelnen Gestalt des 17. Jahrhunderts aus der Geschichte der wechselvollen Beziehungen Roms zur ostsyrischen (nestorianischen) Kirche.

Lampart geht der Lebensgeschichte des nestorianischen Metropoliten Joseph von Diarbekr nach, der im Jahre 1672 unter dem Einfluß der in seiner Diözese wirkenden Kapuziner zum römischen Katholizismus übertrat, von seinem Patriarchen abgesetzt wurde, darauf eine Zeitlang in Rom weilte, nach seiner Rückkehr in Diarbekr von der osmanischen Regierung als selbständiges kirchliches Oberhaupt anerkannt und schließlich im Jahre 1681 von Rom zum „Patriarchen der Chaldäer“ ernannt wurde. Daß Rom auffällig lange zögerte, mit diesem Hierarchen eine offizielle Union einzugehen, um die er sich doch eifrig bemühte, war ein bislang in seinen letzten Ursachen ungeklärtes Problem. Lampart löst es, indem er Josephs Anerkennung im Zusammenhang früherer, nicht sehr glücklicher Bemühungen Roms um die ostsyrische Kirche sieht, als der Papst um die Mitte des 16. Jahrhunderts – von einer nestorianischen Partei hintergangen – mit seiner Union einen Gegenpatriarchen unterstützte (hier bestätigt Lampart gegen frühere Auffassungen seinen Lehrer de Vries, Rom und die Patriarchate, S. 77 f.). Da dessen Nachfolger sich im Verlaufe des 17. Jahrhunderts wieder ganz dem Nestorianismus zuwandten und damit ein zweites autokephales nestorianisches Patriarchat begründeten, war das unierte Patriarchat de jure vakant geworden. Dennoch hütete sich Rom zunächst davor, beide Patriarchen dadurch für spätere Verhandlungen unzugänglich zu machen, daß er ihnen nun einen dritten, unierten an die Seite stellte. Als es sich auf Drängen des Apostolischen Visitators im Orient dann doch dazu bereitfand und versuchte, über den „Prälaten einer kleinen Diözese (von kaum 1000 Seelen) mit dem großen Namen eines Patriarchen“ (S. 216) die ganze nestorianische Kirche zu gewinnen, sah es sich – nicht zuletzt wegen der nun einsetzenden eifrigen Latinisierung – getäuscht. Joseph selbst, der sich von seinen früheren nestorianischen Glaubensbrüdern als Renegat angefeindet und andererseits vom Papst den anderen unierten Patriarchen des Orients nicht gleichgeachtet sah, dankte offiziell wegen eines Augenleidens im Jahre 1694 ab (von Rom erst 1696 bestätigt) und starb im Jahre 1707 in Rom. So mag dann auch ihm der Titel zukommen, den Jacques Vosté dem im Jahre 1555 ermordeten ersten ostsyrischen Unions-Patriarchen Johannes Sūlāqā gab (Bibliographie S. 371): „Märtyrer der Union mit Rom“.

Es ist Lampart zuzustimmen, wenn er die Geschichte des Chaldäers Joseph in vorsichtiger Anlehnung an Worte des unierten Melkiten Maximos IV. als typisch für eine „mißglückte Einverleibung“ sieht und die latinisierenden Unionsmethoden Roms kritisch betrachtet (S. 221–223). Wenn er trotzdem die Hoffnung nicht aufgeben mag, daß dereinst aus solch einer „mißglückten Einverleibung“ eine „organische Einverleibung“ werde und daß dabei ausgerechnet die unierten Patriarchate „natürliche Brücken“ seien, so stehen ihm da die Ergebnisse seines eigenen Werkes entgegen. Ist die Kirche wirklich, wie Lampart (S. 223) treffend sagt, „in ihrer Sendung räumlich, zeitlich und völkisch unbegrenzt“, so können Roms Gesprächspartner nicht die eigenen Unions-Patriarchen, sondern nur die nicht-römischen autonomen Hierarchen sein!

Lamparts Werk ist die Frucht eingehenden Quellenstudiums. Sein Verdienst ist es, bei dem vollständigen Mangel orientalischer Quellen das bislang ungedruckte Material der Archive in Rom (Propaganda, Kapuziner, Vatikan) und Paris (Franziskaner und Kapuziner) ausgewertet zu haben und es über weite Teile der Darstellung hin selbst reden zu lassen. Daß er dieses Material in einem umfangreichen

Anhang (S. 225–363) diplomatisch getreu abdruckt, kann den Wert seiner Arbeit nur erhöhen. Den Schluß des Werkes bilden eine ausführliche Bibliographie (S. 368 bis 376), die Erklärung einiger Ausdrücke (S. 377–389), sowie je ein Orts- und Personennamen-Register (S. 391–396).

Daß Lampart einige Ungenauigkeiten unterlaufen, kann den Wert seiner Arbeit kaum schmälern. Die Abbasiden hält er (S. 377 u. 388) irrtümlich für eine schiitische Dynastie. Zwar bedienten sie sich um die Mitte des 8. Jahrhunderts in ihrem Kampf gegen die sunnitischen Umajjaden der schiitischen Kräfte des Iraq, vertraten aber dann so entschieden den orthodoxen Islam, daß die Fatimiden in Ägypten gegen sie ein schiitisches Gegen-Kalifat errichten konnten (vgl. z. B. *Encyclopaedia of Islam*, new edition, Bd. 1, Leiden und London 1960, S. 15–23). – Zum Pallium (S. 386) ist ergänzend hinzuzufügen, daß dieses „Symbol der Teilnahme an der vom Papst gewährten vollen Jurisdiktionsgewalt“ ursprünglich eine vom byzantinischen Kaiser allein verliehene Auszeichnung war, die von den Lateinern freilich bereits im 10. Jahrhundert für typisch römisch gehalten wurde (vgl. Anton Michel: *Die Kaisermacht in der Ostkirche 843–1204*, Darmstadt 1959, S. 55). – Wenn Lampart die keineswegs gering zu achtende ärztliche Tätigkeit der Kapuziner im Orient (S. 33) nestorianischen Zauberpraktiken im 17. Jahrhundert gegenüberstellt, so sollte nicht vergessen werden, daß die Abendländer damit gerade eine Tradition der Nestorianer aufnahmen, deren Hierarchen ehemals nicht selten berühmte und begehrte Ärzte der muslimischen Herrscher gewesen waren (vgl. z. B. Arthur Stanley Tritton: *The caliphs and their Non-Muslim subjects*, London 1930, S. 156 f.). – Es erschwert die Benutzung des Registers, daß bei der Transkription orientalischer Namen gleiche Laute unterschiedlich wiedergegeben werden, wie „Djezireh“ neben „Giulamerk“ („Gulamerk“, S. 62, ist wohl ein Druckfehler). – Wenn man schließlich den Übertritt von Nestorianismus zum römischen Katholizismus als „Bekehrung“ bezeichnet (S. 35 u. ö.) und den Grundsatz des ostsyrischen Katholikos, von keinem (anderen) Patriarchen gerichtet werden zu können, rundweg „falsch“ nennt (S. 47 nach de Vries, *Rom und die Patriarchate*, S. 10), dann wirkt solch ein dogmatisches Vorverständnis störend in einem so um historische Akribie bemühten Werk, wie es Lampart uns vorlegt.

Marburg

Wolfgang Hage

J. G. Hamann: *Fünf Hirtenbriefe das Schuldrama betreffend*. Einführung und Kommentar von Sven-Aage Jørgensen (*Historisk-filosofiske Meddelelser udgivet af Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab*. Bind 39, n. 5). Kopenhagen (Einar Munksgaard) 1962. 195 S.

This valuable study is carried out largely according to the plan of the well-known series, *J. G. Hamanns Hauptschriften erklärt*, Gütersloh (1956 ff.), under the general editorship of the late Fritz Blanke, and can be placed beside those volumes as a worthy supplement. In addition to an enlightening introduction to Hamann's thought, the volume contains the complete text of *Fünf Hirtenbriefe das Schuldrama betreffend* (1763), notes, and commentary. The text is that of Josef Nadler's historical-critical edition (1950) with any deviations from the first edition indicated in the notes. Unlike the commentaries of the Blanke series, however, the present volume provides a classified bibliography and indexes at the end – a commendable deviation from the model.

Whether or not the *Fünf Hirtenbriefe* are as important as Jørgensen argues (and they are certainly not one of Hamann's *Hauptschriften*), they have nevertheless provided him with an effective springboard for a fruitful discussion of Hamann's aesthetics. A basic weakness of the *Hirtenbriefe* is the fact that in them Hamann undertook to come to the defense of the indefensible literary productions of a friend, and this primarily because he reprobated the kind of criticism to which they were subjected. The friend was Johann Gotthelf Lindner (1729–1776), and the work under fire was his *Beytrag zu Schulhandlungen* (Königsberg, 1762). Here